

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 27 (1947-1948)
Heft: 9

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Gedanken über Mensch und Staat

Liegt hier, nach dem halben Dutzend neuerer Aphorismensammlungen aus dem unerschöpflichen Schatz der Hilty'schen Schriften, nur eine weitere vor, als Zeichen, daß die Wirkkraft dieses schweizerischen getreuen Eckart noch im Wachsen ist? Wäre das kleine Buch nicht *mehr*, so hätte es nicht erscheinen müssen. Aber es ist beträchtlich mehr, was der junge Geschichtsstudent gleichen Namens aus einer erstaunlichen Kenntnis der Schriften heraus geordnet und in thematisch geschlossene Kapitel zusammengeschweißt hat. So kommt der innere Zusammenhang der Gedanken, die sich in den mannigfachen Werken *Carl Hiltys* finden, überzeugend zur Geltung¹⁾.

Das skeptisch und kleingläubig gewordene Geschlecht unserer Tage wird Hiltys Ideen nicht so leicht annehmen. Für viele wird seine unerschütterliche Sicherheit der Anschauung mit ihrem starken religiösen Unterbau und ihrem unbedingten Glauben an den Sieg des Guten herausfordernd wirken. Aber es sind ausgerechnet die Fragen, mit denen wir Menschen des Trümmerhaufens ringen, auf die Hilty unbeirrt seine Antworten gibt, die Frage nach dem rechten Menschen und Bürger, und die Frage nach dem rechten Staat.

Die Zeit, in der Carl Hilty lebte, steht uns heute ungeheuer fern. Ihr materialistisch-oberflächlicher Fortschrittswahn ist ad absurdum geführt durch ungeheuerliche Selbstvernichtungen der Menschen, und ihr philosophischer Machtdünkel hat in Verzweiflung umgeschlagen. Aber Hilty war eben kein Mensch seiner Zeit, sondern ein Seher. Darum gehört er heute mit seinem Wort zu uns. Dieses Wort wird kaum mehr in der Breite seiner vielen Schriften lebendig werden. Es soll anderseits auch nicht nur in der Form von Gedankensplittern gelesen werden. Was der junge *Hans Rudolf Hilty* in diesem Buch unter dem Motto „Freiheit“ in straffer und durchdachter Gliederung und mit großer formaler Geschicklichkeit als Quintessenz der Gedanken Carl Hiltys herausgegeben hat, ist wohl wert, ein Volksbuch zu werden und viele Schweizer zu einer kraftvollen eidgenössischen und christlichen Haltung zu führen. Ein schöneres Jungbürgerbuch läßt sich kaum denken.

Ernst Kind.

Die Epochen der neueren Geschichte

Unter dem Titel *Die Epochen der neueren Geschichte* hat der Berner Ordinarius für allgemeine Geschichte, Prof. *Werner Näf*, eine Darstellung von Staat und Staatengemeinschaft des Abendlandes vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart veröffentlicht). Der erste Band des Werkes zeichnet die Entwicklungslinien der modernen Staaten von ihren Anfängen bis an die Schwelle der französischen Revolution. Er schildert ihr Entstehen aus dem Trümmerfeld des Feudalismus, ihre Differenzierung in die vielfach abgewandelten Formen ständischer Monarchie oder genossenschaftlicher Republik, sowie die fortschreitende Verstaatlichung aller Lebensgebiete, welche im 17. Jahrhundert zu einer ersten Machthöhe

¹⁾ Carl Hilty: Freiheit. Gedanken über Mensch und Staat. Herausgegeben von Hans Rudolf Hilty. Huber, Frauenfeld 1946.

²⁾ Werner Näf: Die Epochen der neueren Geschichte, Band I und II. Sauerländer, Aarau 1945/47.

des modernen Staates führt. Diese läßt die Notwendigkeit einer breitem Machtbasis, einer Beteiligung größerer Volksschichten an der Leitung der Geschicke eines Landes erkennen und ruft, durch das staatstheoretische Denken der Aufklärung bestärkt, der französischen Revolution und ihren Auswirkungen. Eine andere Entwicklungslinie wird gleichzeitig verfolgt: Das Zerbröckeln des Reiches durch den Nationalisierungsprozeß, die Zersetzung der relativen Einheit des christlichen Abendlandes durch die Kulturwende der Renaissance und die Glaubensspaltungen, seine Ablösung durch ein Europa, das sich in seinen einzelnen Staaten darstellt, die freilich immer noch eine gemeinsame ideelle und kulturelle Basis besitzen. Die politischen Beziehungen der vereinzelt Staaten werden allmählich neu geordnet, ein europäisches Staatensystem im Werden begriffen. Der zweite Band zeigt uns das Ringen zwischen traditionellem und revolutionärem Denken in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die allmähliche Entwicklung in Richtung des bürgerlichen Verfassungsstaates. Die Konzentration der nationalen Kräfte zum imperialen Machtstaat in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts bewirkt wiederum eine Beschränkung von Recht und Freiheit des Einzelnen und führt durch Überspannung des einzelstaatlichen Herrschaftsstrebens zu immer umfassenderen, weltweiten Krisen. Diese finden ihren Höhepunkt im zweiten Weltkrieg, der uns vor die lebenswichtige Aufgabe stellt, das Verhältnis von Mensch und Staat, Staat und Staatengemeinschaft auf völlig neue Grundlagen zu stellen.

Einem derart gedrängten Überblick drohen zwei hauptsächliche Gefahren: Das Erstarren in einer blutleeren, schematischen Formen- und Typenlehre und die Vergewaltigung der Vielfalt des tatsächlichen Geschehens durch eine unerwünschte Vereinfachung, die ihren Ausdruck in einseitigen Schlagworten findet. Werner Näf, der Meister vergleichender historischer Darstellung, konnte ihnen nicht verfallen. Seine Ausführungen sind fest auf das Tatsächliche gegründet, ohne daß sie deswegen trocken wirken; denn das Stoffliche steht nicht beziehungslos im Raum; es dient immer dazu, ein Allgemeines oder eine Sonderart, eine durchgehende Entwicklungslinie oder einen individuellen Zug zu verdeutlichen. Nirgends ist das Bild durch unerträgliche Vereinfachung gefälscht. Der Verfasser zerstört zum Beispiel die übliche Vorstellung vom Absolutismus als einer Periode monistischer Staatsallmacht, ungeteilter Souveränität des von Gott gesetzten Herrschers. Er weist nach, daß der ursprüngliche Dualismus nur scheinbar verschwunden ist, indem der Einfluß der einen Partei, der Stände, vorübergehend zurückgedrängt wurde, in kritischer Zeit aber wieder bedeutend hervortrat.

Wir bewundern an Werner Näf nicht nur den geschulten Blick des Historikers, der das Ganze umfaßt und ins Einzelne dringt, sondern auch die sprachliche Kraft, die das Werk durch feinste Nuancierungen lebendig und anschaulich gestaltet, vor allem aber die sichere Urteilskraft, welche die Bedeutung der Geschehnisse ins richtige Licht rückt. Näf erfüllt eine wichtige Mission des Historikers. Er weckt im Leser den Sinn für die wahren Proportionen und hilft damit eine Basis schaffen, auf der unsere kranke Welt gesunden kann.

Hans Senn.

Die Kunst des historischen Essais

Das Geistesleben Zürichs kennt in letzter Zeit verschiedene Synthesen hohen Ranges, in denen die stoffliche Durchdringung und die Eleganz der Sprache sich die Waage halten. Zu Gagliardis dreibändiger Schweizergeschichte und Bohnenblusts imposanter Sammlung von Reden, „Adel des Geistes“, gesellt sich das dreibändige Essaiwerk von Fritz Ernst¹⁾.

Zwischen dem Historiker Gagliardi und dem Literaturwissenschaftler Bohnenblust steht Fritz Ernst in der Mitte. Stofflich gehört er beiden Disziplinen an, und auch insofern berührt er sich mit den zwei Genannten, als die Geschichte und Kultur unseres Vaterlandes ihm wie ihnen brennendes Anliegen ist. Aber darüber hinaus fühlt er sich noch in vielen andern Bezirken zu Hause. Charakteristisch ist für ihn, daß er fast immer ausgeht vom einzelnen Menschen. Nicht die großen, anonymen

¹⁾ Fritz Ernst: Essais, 3 Bde., Fretz & Wasmuth, Zürich 1946. — *Adel des Geistes* ist im Aprilheft 1944, Seite 50–56, eingehend gewürdigt worden. Redaktion.

Gewalten sieht er als Historiker in erster Linie; es sind zunächst die Individuen in ihrem Eigenwert und mit der Fülle und Farbe ihrer besonderen Natur. Doch weiß er sie dann freilich einzubetten in ein wundervoll reiches und erregendes Koordinatensystem. So sehr man nun aber diese politischen und soziologischen Hintergründe bewundern mag, primär ist er doch der Meister des *historischen Porträts*. Seine Form ist der künstlerisch geprägte Essai.

Was daneben noch besticht, ist vor allem der weite Umkreis seiner Forschung und Gelehrsamkeit. Ernst ist Europäer und Patriot zugleich. Zum Unterschied von so vielen andern Literaturkennern behandelt er in seinen Essais, die das Schrifttum betreffen, aber nicht nur die deutsche Geisteswelt. Als Patrioten und helvetischen Kulturhistoriker möchte man ihn Gonzague de Reynold zur Seite stellen, welcher in seinen „Cités et pays suisses“ dem welschen Publikum so einführend die deutschschweizerische Seele und Landschaft zu vermitteln verstand. Ähnlich anteilnehmend hat sich Ernst eingelebt in Gestalten der Waadt, der Republik Genf und der italienisch sprechenden Schweiz.

Würdigen wir dies dreibändige Werk des näheren zunächst vom *Stoffe* her. Auf die drei Bände verteilen sich 62 Essais. Der erste, betitelt „Zur schweizerischen Geistesgeschichte“, enthält 22, ebensoviele der zweite „Zur deutschen Geistesgeschichte“. Der dritte besteht aus 18 Stücken; er heißt „Zur allgemeinen Geistesgeschichte“.

In gewisser Hinsicht berührt uns der erste am unmittelbarsten, weil wir der Zeit ja noch nicht so sehr entrückt worden sind, in der das Schlagwort von der „Geistigen Landesverteidigung“ in aller Munde war. Ernsts Beitrag zu dieser Vertiefung des Bewußtseins unserer Eigenkultur, wie er sich im ersten Band seiner Essais niedergeschlagen hat, ist aller Beachtung wert. Es sind verschiedene Kreise, um die es hier geht. Wir bemerken zunächst den von Zürich. Gleich schon das Eröffnungsstück „Die Stadt Zwingli“ gibt eine meisterhafte Darstellung der nachwirkenden Kräfte des großen Reformators. Weitere Gestalten des Zürcher Kreises sind Konrad Gesner, „der Vater vieler Dinge“, der Musterbauer Kleinjogg, Bodmer, Lavater, Pestalozzi, der Universitätsgründer von Orelli und Ferdinand Meyer, der Vater des Dichters. Man sieht: das berühmte achtzehnte Jahrhundert bildet auch hier die *pièce de résistance*; mit um so größerer Dankbarkeit folgt man dem Verfasser in die weniger im Rampenlicht stehenden Epochen: in das ausgehende sechzehnte Jahrhundert Gesners und das beginnende neunzehnte.

Neben Zürich sind es vor allem die welsche Schweiz und das Tessin, deren Kulturen Ernst schöne Einzeldarstellungen gewidmet hat. Genf wird in Bonnivard und Amiel lebendig, die Waadt in Philippe Bridel, das Wallis in Platter Vater und Sohn. Das Tessin betreffen eine vortreffliche Studie über Stefano Franscini sowie eine außerordentlich geschickt die Akzente setzende Rezension der „Scrittori della Svizzera italiana“. Auf Bern entfällt eine Charakteristik Karl Viktor von Bonstettens, Glarus ist mit dem Chorherrn Blumer vertreten, Schaffhausen mit Johannes von Müller. Was ist das geistige Band, das diese disparaten Studien zusammenhält? Ich ersehe es in dem liebevollen Erspüren der schöpferischen Mächte all dieser regionalen Kulturen, im beharrlichen Hinhorchen auf die tiefsten Quellen ihrer Kraft, in einem feinen Empfinden für ihre wechselseitigen Befruchtungen bis hinein in die entfernteste Verästelung. Eine Fülle noch nie bemerkter Einzelzüge kann dadurch in unser Blickfeld treten, und so erweist sich das lockere Bündel dieser Essais als eine höchst bedeutsame Bereicherung unserer nationalen Geistesgeschichte, ja vielleicht gar als die reifste und dauerndste Frucht all der vielfältigen Anstrengungen, die mit der Etterschen Botschaft über die Wahrung unserer Eigenkultur zusammenhängen. Kaum jemals ist in einem deutschschweizerischen Gelehrten das literarisch-antiquarische Interesse in derart inniger Weise mit dem Willen zur staatsbürgerlichen Bildung und Erziehung vermählt gewesen, vielleicht nie mehr seit dem Heimgang des alten Bodmer.

Im zweiten Band dieses Sammelwerkes, der sich mit der *deutschen Geistesgeschichte* befaßt, erkennen wir bedeutsam einen gewichtigen Kern, um den die übrigen Beiträge sich zwanglos gruppieren. Im Zentrum steht hier das Phänomen Johann Wolfgang Goethe. Schon äußerlich ist das ersichtlich an den Titeln, die sich auf ihn beziehen: Goethes Pandora, Goethes Reden, Goethes Gespräche, Der Weg der Iphi-

genie, Marianne von Willemer, Dichtung und Wahrheit. Aber noch etwa ein halbes Dutzend weiterer Studien steht im Schatten seiner strahlenden Gestalt, handle es sich um Gefährten seiner stürmischen Jugend (Herder, Jung-Stilling) oder um Begleiter seiner mittleren Jahre (Moritz, Knebel). Wieder andere Essais leben vorzüglich von dem tiefen Interesse, das Ernst der *Autobiographie* entgegenbringt, so die Studien über Nettelbeck und Wilhelm von Kügelgen. Er befindet sich mit dieser Vorliebe übrigens in guter Gesellschaft, teilt er sie doch mit Goethe selber, über den er sich in diesem Zusammenhang folgendermaßen äußert:

„Ihn wunderte zu allen Zeiten, inwiefern ein Mensch, der vor der Welt bestand, sich selber zu genügen wußte. Die Summe seiner Bemühungen um die Autobiographie aller Zeiten übersteigt jegliche Vermutung. Was Künstler, Fürsten, Abenteurer, Heilige, Soldaten, Ritter, Ärzte, Schriftsteller, Diplomaten und Gelehrte nach vollbrachter Tat erzählten, das hat er in der Jugend, in der Lebensmitte und im Alter gelesen, vorgelesen, zum Druck befördert, zitiert, gewürdigt, anempfohlen, dramatisiert und übersetzt“.

Der dritte Band handelt von der *allgemeinen Geistesgeschichte*. Hier begegnen wir dem Ernst der „*littérature comparée*“! Aber vergleichende Literaturgeschichte heißt für ihn nicht wie für viele andere eine mehr oder weniger sterile Jagd auf das Hinüber- und Herüberspielen von Stoffen und Motiven; sie weitet sich für ihn immer wieder zur wesentlichen Geschichte des menschlichen Geistes. Es sind übrigens nicht nur Schriftsteller im engeren Sinne, die in diesem Bande betrachtet werden; ebenso reizvoll dünken ihn mitunter Priester, Pädagogen, Wissenschaftler. Erregend ist, wie das Literarische und das Politisch-Historische sich wechselseitig beleuchten und erklären. Mit Ausnahme des ersten Beitrags ist der Ausgangspunkt auch hier durchwegs eine bestimmte Persönlichkeit. Nur dieser erste stellt in keiner Weise ein Porträt dar. Er heißt „Der Ursprung der Menschenrechte“ und ist eine systematische rechtsphilosophische Untersuchung, welche die überraschendsten Ergebnisse zeitigt. Die andern machen uns mit Vertretern unterschiedlicher Kulturkreise bekannt. „Der Padre Feijóo“ und „Entdeckung Azorins“ führen in die spanische Geisteswelt, fünf aufschlußreiche Stücke in die russische (Der Erzpriester Awwakum, Lomonossow, Puschkins Geheimnis, Iwan Turgenjew, Iwan Gontschwarow). Doch kaum weniger tief hat der Autor Stendhal und Lord Byron in die Seele geblickt. Eine Studie allerjüngsten Datums beschließt den abwechslungsreichen Band: die 1944 gehaltene Antrittsrede am Polytechnikum. Sie ist betitelt „Herder und die Humanität“ und erweist überzeugend die reife Darstellungskunst des Essayisten, dem hier das überaus Schwierige gelungen ist, eine Gestalt eindrücklich werden zu lassen, die dank ihrem dauernden Schwanken zwischen den Disziplinen wenig plastische Handhaben bietet. Noch mehr: Es gelang ihm, eine Lebensleistung einprägsam in eine letzte Formel zu zwingen, die doch fast überall ins Formlose zu zerfließen droht. Höchst aufschlußreich auch Fritz Ernsts behutsam schwebende Definition des Begriffes „Humanität“, die uns — erlesenste Frucht tiefgründigen Nachdenkens über den Gegenstand — bei dieser Gelegenheit mühelos als erwünschte Nebengabe in den Schoß fallen darf:

„Denn das scheint uns ja der Humanität unabgegrenztes Reich: jenseits von Gesetzen und Methoden, jenseits von Regeln und Definitionen speist sie sich immerzu aus allem Menschlichen, zerrinnt im Allzumenschlichen, erzeugt sich wieder aus der Not des Unmenschlichen“.

Soweit der stoffliche Umkreis des eminenten Essaiwerkes. Blicke noch ein Wort zu sagen über seine formalen Vorzüge. Verschiedene Anlässe haben diese Stücke geboren. Manche sind Rezensionen, andere Reden, wieder andere Jubiläumsartikel. Und doch besitzen sie alle eine gemeinsame *innere Form*, die nicht nur bedingt ist durch den Willen zur Kürze und Gedrungenheit. Charakteristisch erscheint mir für alle der dem Autor innewohnende Wille zur endgültigen und plastisch geprägten Aussage, der es weder an Bildhaftigkeit gebricht noch an Würde noch an geschmeidiger Eleganz. So ist die Lektüre nicht nur immer belehrend, sondern zugleich auch, infolge des sehr häufigen Wechsels in der Art der Darbietung, höchst erfreulich. Diese Essais schwingen ungefähr in der Mitte zwischen zwei andern Gattungen. Ihr Stil ist zur einen Hälfte derjenige der strengen Abhandlung und zur

ändern der des geistreichen Feuilletons. Wie Konrad Gesner ist auch Ernst ein „Vater vieler Dinge“, wie J. H. Bodmer ein bienenfleißiger Erspürer entlegener Quellen und ungehobenen kulturellen Gutes, wie Conrad Ferdinand Meyer aber auch ein unermüdlicher Feiler und Boßler. Er ruht nicht, ehe nicht das letzte Stäubchen wegpoliert ist, das einen an die Mühe der Erforschung erinnern könnte. Blank und schön muß sich ihm das Ergebnis seiner Studien präsentieren. Insofern ist Ernst vielleicht mehr als jeder andere der klassische Ausdruck der gegenwärtigen zürcherischen Geistigkeit, die ja auf so manchen Gebieten gekennzeichnet ist durch eine früher nicht überall festzustellende innige Vermählung strenger Forschung und höchst zuchtvoll gepflegter Sprache. Klassisch nenne ich seine Prosa auch insofern, als die Klarheit und die *mâze* ihre hervorstechendsten Merkmale sind. Er hat dadurch die Gattung Essai im deutschen Sprachgebiet, wo sie ja noch keine hundert Jahre zählt, emporgetrieben auf das Niveau eines sprachlichen Kunstwerkes *sui generis*, genau wie im Zürich des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts die naive Volkerzählung zur bewußten Kunst der Novelle geworden ist. Der historische Essai in seiner Ausprägung hat die Stufe der hohen Essaykunst der Briten erreicht. Was für das zeitgenössische England der Essayist Lytton Strachey bedeutet, das ist Fritz Ernst im Bezirk des historischen Essais in deutscher Sprache. Paul Lang.

Die literarischen Beziehungen zwischen der italienischen und der deutschen Schweiz

Der unter diesem Titel bei *Francke* in Bern erschienene stattliche Band aus der Feder von Dr. *Guido Locarnini* vermittelt uns eine reich dokumentierte Geschichte der kulturellen Beziehungen zwischen dem Tessin und der deutschen Schweiz. Die dem einleitenden Kapitel als Motto vorangesetzten Worte Gonzague de Reynolds: «L'histoire économique ou politique nous renseigne sur le corps d'une nation ou d'une époque; l'histoire littéraire, envisagée socialement, nous renseigne sur l'âme» orientieren über die der Behandlung des Themas zugrunde liegende Idee. Mit vielem Geschick stellt der Verfasser das geistige Schaffen unseres Südkantons in die politischen Zusammenhänge hinein und zeigt, welche große Bedeutung der Literatur beim Ausbau der gegenseitigen Beziehungen zwischen den beiden Landesteilen zukommt, und wie in deren geschichtlichem Verlaufe das tessinische Staats- und Geistesleben eine stets ausgeprägtere Physiognomie angenommen hat. Es können hier nur wenige Momente dieser Entwicklung herausgegriffen werden.

Erst im 16. Jahrhundert traten diese Wechselbeziehungen in den Kreis des kulturellen Lebens, nachdem sie vorher vorwiegend wirtschaftlicher, militärischer und politischer Natur gewesen waren. Die Reformation und die Gegenreformation führten die Anhänger der beiden Konfessionen diesseits und jenseits des Gotthard zusammen. Zwischen den mailändischen und den Basler Humanisten vermittelte der Luganeser Franciscus Cicereius. Durch die im 18. Jahrhundert einsetzende, emsige Übersetzertätigkeit lernten die Tessiner Haller und Gessner kennen, dessen Idyllen der Pater Francesco Soave (neben Bertola und Maffei) in die italienische Literatur einführte. Doch entsprang diese Vermittlertätigkeit nicht etwa der Heimatliebe, sondern vielmehr einem auch in Italien verbreiteten Interesse für fremde Literaturen und dem allgemeinen Bedürfnis der Aufklärungszeit nach einer übernationalen Kultur. In jenen Jahren bemühten sich auch mehrere Deutschschweizer um die geographische und volkswirtschaftliche Erforschung des Tessins (J. G. Sulzer, J. J. Scheuchzer, J. J. Leu, H. R. Schinz und Bonstetten, welcher letzterer der Volkerziehung besondere Aufmerksamkeit schenkte).

Als das Tessin mit der Mediation 1803 ein selbständiger, gleichberechtigter Staat wurde, hatte der geistige Austausch mehr eine nationale Zusammenarbeit als eine Internationalisierung der Literatur zum Ziel. Indem sich die besten Kräfte dem Aufbau des eigenen Staates widmeten, wurde auch die literarische Tätigkeit immer mehr von der helvetischen Gesinnung durchdrungen, und es lockerte sich der Kontakt mit der italienischen Mutterkultur. Die Novellen Zschokkes wurden übersetzt. Der Politiker und Literat Vincenzo D'Alberti stand mit dem Zürcher Magistraten Paul Usteri in regem Briefwechsel. Die Lebensarbeit eines Stefano Francini und

Alfredo Pioda war auf die politische Verbindung der Landesteile, jedoch ebenfalls auf die gegenseitige Annäherung des deutschschweizerischen, des tessinischen und des lombardischen Geisteslebens bedacht. Es gelang Franscini, der sprachlichen Minderheit die ihr gebührende Vertretung in der Eidgenossenschaft zu erlangen.

Mit der Eröffnung des Gotthardtunnels intensivierte sich das Zusammengehörigkeitsgefühl von Süd und Nord. Das Tessin wird von nun an in der deutschen Schweiz zu einem beliebten Thema der Literatur, sowie der geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Forschung (Rahn, J. V. Widmann, Federer, und viele andere). Dagegen führte der nationalistische Einfluß in den Nachbarstaaten zu manchen Spannungen zwischen der einheimischen Bevölkerung und der deutsch-schweizerischen Kolonie im Tessin. Die Möglichkeit eines Ausgleichs sah der in seinen Absichten zuweilen mißverständene Romeo Manzoni in einer Verbindung der eidgenössischen Gesinnung mit der Empfänglichkeit für die italienische Kultur. Entscheidend für die Überwindung des Sprachen- und Rassenkampfes waren die Mobilmachung 1914, die Ernennung Mottas zum Bundespräsidenten sowie das literarische Schaffen Francesco Chiasas und der jüngeren Dichter- und Schriftstellergeneration. Die faschistische Umwälzung hatte ein merkliches Abrücken der Tessiner Kulturträger von dem sprachverwandten Nachbarland, und damit einen engeren Anschluß an die deutsche Schweiz und eine Vertiefung des tessinischen Helvetismus zur Folge. Als dann in den Jahren des Nationalsozialismus auch die deutsche Schweiz kulturell auf sich selbst gestellt war, wurde man sich der Gemeinsamkeit der Ideale: des demokratischen Staatsgedankens, der geistigen Landesverteidigung und der europäischen Völkervereinigung besonders deutlich bewußt.

Ungeachtet des Titels seines Buches hat Locarnini die Beziehungen nicht in ihrer eigentlich «literarischen», sondern in ihrer politischen und sozialen Bedeutung erfaßt. Daher finden wir bei ihm nicht, oder nur nebenbei, diejenige Art der Literaturvergleichen, welche die dichterischen und formalen Werte und Wirkungen der poetischen Erzeugnisse ermittelt, den Einflüssen der Dichtungen der einen Sprache auf diejenigen der anderen nachgeht, oder das jeweilige Verständnis würdigt, das die Werke bei den Lesern und Kritikern gefunden haben. Vielmehr beruht seine Arbeit auf der ebenso berechtigten Form der vergleichenden Literaturbetrachtung, welche durch die Anführung zahlreicher Tatsachen und durch die Ausbreitung eines mannigfaltigen Stoffes ein Bild von den allgemein geschichtlichen Zuständen, von den jeweils herrschenden geistigen und politischen Tendenzen entwirft und, im vorliegenden Falle, die verschiedenen Aspekte des gegenseitigen Verhältnisses zweier Kulturen als Momente der Schweizergeschichte im weiteren Sinne wahrnimmt.

Piero Pizzo.

Tolstojs Leben und Werk

Das hier besprochene Buch ist nicht der literarischen Kunstkritik gewidmet; es ist auch kein Buch der philosophischen Klärung und Prüfung; auch keine historische Forschung. Sondern eine Biographie und zwar eine Biographie, die es versucht, als *Quellen-Biographie* aufzutreten. Überblickt man den Quellen-Nachweis mit seinen 129 Quellen-Nummern (darunter 35 Nummern *Werke von Tolstoj*, 21 Nummern *Tagebücher* und *Briefe* usw.), so schätzt man sofort die Absicht des Verfassers: er wollte eine *intime Quellen-Biographie* schreiben und wollte minutiös vorgehen. Das ist sein Verdienst¹⁾.

Sein zweites Verdienst besteht darin, seinen Gegenstand — die Persönlichkeit des großen Künstlers — mit Liebe beobachtet und mit großer Gerechtigkeit behandelt zu haben. Er weiß, wie heikel seine Aufgabe ist: ein schweres Familiendrama zu schildern; zwischen Mann und Frau, die er nur aus Schriften kennt, zu Gericht zu sitzen; anderen zu erklären, was ihm selber nicht unmittelbar erschlossen war; uns schließlich über bedeutende Menschen und Leidenschaften zu schreiben, deren warmer Lebenshauch auch heute noch in der Welt atmet, seufzt und klagt.

Man muß dem Verfasser auch recht geben: das, was er für «die Quelle» hielt,

¹⁾ Leon Derrick: Tolstoj. Sein Leben und Werk. Aus dem Englischen übersetzt von L. Pinkus. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1946.

hat er gründlich studiert und ausführlich verwertet. Das Buch wimmelt von Zitaten und Belegen und macht den Eindruck eines *textuellen Reichtums*. Dementsprechend liest es sich mit Spannung, aber auch mit großer Wehmut. Darüber unten noch Näheres.

Der Mangel des Buches besteht darin, daß der Verfasser die authentische Sprache des großen Künstlers nicht kennt und auf englische und französische Übersetzungen angewiesen bleibt. Das entfernt ihn von den authentischen Quellen und macht alle seine Texte anfechtbar. Man stelle sich bloß vor, ein Franzose hätte über Shakespeare geschrieben, ohne die englische Sprache zu kennen; oder ein Deutscher — über Dante, ohne das Italienische zu meistern. Ohne Altgriechisch schreibt man nicht über Homer. Und hätte es jemand im vorrevolutionären Rußland gewagt, ohne authentische Sprachkenntnis über Goethe, Byron, Leonardo da Vinci, Calderon oder Rousseau zu schreiben, so wäre sein Elaborat allgemein belächelt und ad acta gelegt worden. Die Übersetzung ist immer eine Scheidewand, auch die beste, wie z. B. Shakespeares Übersetzung von Tieck und Schlegel, oder Homers Übersetzung von Shukowsky; der eigentümliche Duft des Lebens, die Gefühlsschattierungen, die Gedankenbetonungen, die Präzision des Ausdruckes sind nicht wiederholbar. *Auch dann, wenn der Verfasser sein eigenes Werk übersetzt. Bei leidenschaftlichen und paradoxalen Denkern, wie Tolstoj es war, mußte diese Scheidewand beachtet werden. Hier möchte man bei jedem Wort — Vorsicht! — ausrufen; denn hier ist alles polemisch umbrandet, was natürlich die Übersetzungen von zu freundlichen Freunden und von zu feindlichen Gegnern stets zweifelhaft macht... Das Gesetz der authentischen Sprachkenntnis gilt *jedem Volk*, ganz besonders demjenigen, dessen Wortschatz und Wortgebrauch den anderen Sprachen nicht gleicht.

Nun sind aber alle Zitate im vorliegenden Buch *zwei- bis dreimal* übersetzt worden: aus dem Russischen ins Englische (event. ins Französische) und dann wieder ins Deutsche (event. ins Englische und Deutsche). Die zweite (dritte) Übersetzung könnte nur dann vermieden werden, wenn Derrick Leon zu jedem Zitat nicht bloß das betreffende Buch, sondern auch die Seite im Buch angegeben hätte. Das hat er augenscheinlich unterlassen. Darum konnte der Übersetzer, wie er das sehr korrekt auf Seite 467 angibt, die zweite (dritte) Übersetzung nicht vermeiden und der interessierte Leser kann sich die Zitate im Authentisch-Russischen nicht vergegenwärtigen, es sei denn, daß er selber als ausgezeichnete Kenner der Werke von Tolstoj und der einschlägigen Literatur sich einen Augenblick «mit gehobenen Augen» besinnt und die notwendige Seite in 2—3 Minuten aufschlägt.

So mußte ich beim Lesen und Überprüfen der Texte mehrmals zur russisch-authentischen Quelle greifen, weil mir das Zitat verdächtig vorkam, und mehrmals feststellen, wie entfernt, wie unexakt, gekürzt oder entstellt der vorliegende Text im Vergleich mit dem «verschollenen» russischen Urtext klingt und deutelt. So erscheint z. B. der peinlich-gefährliche Zusammenstoß zwischen Tolstoj und Turgenev, der leicht mit Duell und Tod enden konnte und den der Verfasser, aus Unkenntnis des russischen Temperaments und der russischen Literaturgeschichte, als «lächerliche Komödie» auslegt, im Hergang und Dokument entstellt (130, 131 u. a.). Oder noch: daß ein gebildeter Russe ein Fräulein, dem er den Hof macht, mit «Du» und dabei beim Vater und Vatersnamen anredet, ist eine sprachliche Unmöglichkeit (105—106). Auch ist Tolstoj *nie* «Schiedsrichter» gewesen (140). Die Eigennamen sind oft in unerkennbarer Weise entstellt: «Kosjetsow» (80), «Soroschenko» (317), «Filosow» (353), «Nikolaj Stick» (317), «Zuchowsky» (320), «Schermetjew» (320) u. a. mehr.

Damit hängt zusammen, daß der Verfasser mehrmals versucht, Tolstojis Biographie *geschichtlich zu beleuchten* und über russische Zustände, Sitten, Strömungen u. s. w. kategorisch zu urteilen, indem er im Grunde genommen sehr wenig davon weiß. Augenscheinlich entnimmt er seine «Nachrichten» den gemeinen politischen Pamphleten, die er, naiv und harmlos (unter Nr. 36, 41, 42 u. a.), in seine «Quellen» aufgenommen hat. Er schenkt unzuverlässigen Klatsch-Nachrichten Vertrauen und meint, er berichte von allgemein-bekannten Tatsachen. Was er z. B. über die orthodoxe Kirche berichtet («große politische Macht», «mit Stroh ausgestopfte Puppen» in den Kiewer Katakomben usw., 252), ist einfach unwahr. Lermontow und Dostojewsky wurden nie «außer Lande getrieben» (79). Der Verfasser weiß nichts davon, daß es in Rußland Sekten gab, die aus religiösen Gründen den Militärdienst

verweigerten und nur zum sanitären Dienst herangezogen wurden (342) usw. Die beste Kritik, die über «Anna Karenina» geschrieben wurde (aus der Feder von Alexander Stankewitch), ist ihm unbekannt. Was er über Rußland schreibt, muß also mit größter Vorsicht behandelt werden. Der völkische und religiöse Geist Rußlands entgeht ihm; von der Geschichte des Landes mit ihren unendlichen Schwierigkeiten und Leiden hat er keine Vorstellung; und es wäre besser, wenn er darüber gar nicht urteilte.

Aber die Hauptabsicht seines Buches ist, wie gesagt, *biographisch*. Und hier erscheint er, mit seinem lebendigen Sinn für Maß und Gerechtigkeit, auf der Höhe. Seine *literaturkritischen* Bemerkungen haben keinen großen Wert: Tolstoj als Künstler bleibt unbeleuchtet in seiner Stärke und in seinen eigenartigen Grenzen. Der Verfasser begnügt sich damit, anzugeben, welche lebendige Persönlichkeit dem großen Meister den Anlaß gab, eine seiner Heldengestalten «nachzubilden». Er preist «Die Auferstehung», das tendenziöseste und langweilige Alterswerk des Meisters, als «schönen Roman» (367) usw. Die *philosophischen* Überlegungen Derrick Leons, die oft als Versuch, den «Tolstoismus» zu rechtfertigen, vorgetragen werden, kommen aus gutem und reinem Herzen, gehen aber nicht in die Tiefe und bleiben unüberzeugend: das Paradoxe dieser Doktrin imponiert ihm noch und deren Lebensuntauglichkeit hat er nicht eingesehen. Man überlege nur, was aus der Welt geworden wäre, hätte die Menschheit in den letzten 20—30 Jahren nach dem Satz «Dem Bösen mit Gewalt nicht widerstehen!» gehandelt...

Aber als *Lebensbeschreiber* ringt Derrick Leon um den Standpunkt der Gerechtigkeit und zwar mit Erfolg. Er versucht den Charakter Leo Tolstoj's nicht zu verschönern; hat aber ein wahres und warmes Gefühl für das tragisch-aufrichtige Ringen des einsamen Mannes. Die Gestalt seiner Gattin, Sophia Andreewna, tritt aus den angeführten Tagebuchnotizen mit unerbittlicher Plastizität hervor. Diese fast 50 Jahre ehelichen Zusammenlebens waren für beide eine gegenseitige Quälerei: unvollständige, aber leidenschaftliche Liebe; fast ununterbrochene, unbegründete oder halb begründete, aber stürmische Eifersüchtelei; radikale geistige Andersartigkeit und Fremdheit; Selbstmord-Ideen und -Versuche ihrerseits, Trennungs-Wünsche und -Versuche seinerseits; schwere Szenen — und zwei parallel laufende Tagebücher, in denen fast alles rücksichtslos geschildert wird... Und dabei: steigende Verklärung in Liebe und Entsagung auf *seiner* Seite, und wachsende Verwirrung und Hemmungslosigkeit auf *ihrer* Seite...

Man kann sich das alles nur mit größter Wehmut vergegenwärtigen. Schon deswegen allein, weil man beim Lesen mit einem anwachsenden Gefühl der *eigenen* Unbescheidenheit, fast Taktlosigkeit zu kämpfen hat: man belauscht fremde Intimitäten, die einen im Grunde genommen nichts angehen dürfen; man erlebt Familienszenen mit, von denen man am besten gar nichts wissen möchte; man fühlt sich als eine Art ungebeter Eindringling; man schämt sich der eigenen Kulissen- und Alkoven-Neugierde und schließt das Buch mit der peinlichen Empfindung, einem großen Menschen und Künstler schweres Unrecht angetan zu haben. Man will über diese tragische Ehe nicht urteilen; und urteilt doch. Und schließlich versinkt man in grundsätzliche Überlegungen, ob es richtig ist, solche mikroskopierende Neugierde großen Menschen gegenüber zu üben und zu fördern? Wie vorsichtig sind diejenigen gewesen, die keine intimen Tagebücher hinterließen... Wie unglücklich sind die «Großen» überhaupt, daß sie durch ihre großen Leistungen die Aufmerksamkeit der sensationslustigen Welt auf sich lenken... Und jetzt hat man noch das psychoanalytische Verfahren erfunden, um das Geheimnis ihres persönlichen Lebens schonungslos vor der Öffentlichkeit zu durchbrechen und zu «behandeln»...

Darum ist dieses Buch nicht ohne Wehmut zu lesen.

Iwan Iljin.

Vom Wesen des Rhythmus

Ein Hauptverdienst des bekannten Graphologen und Seelenforschers *Ludwig Klages* ist, daß er in der Handschrift zwischen Regelmäßigkeit und Rhythmus scharf unterscheiden lehrte und der Deutung der beiden verschiedenen Schrifteigenschaften die Richtung wies. Regelmäßig ist die abgezirkelt wirkende Schrift, deren Buchstaben straff und stramm, form- und richtungsgleich in der Reihe stehen, rhyth-

misch ist die gelockerte Schrift mit zwar auch gestaltverwandten Formen und Formgruppen, so aber, daß das Einzelelement nie genau gleich, sondern stets nur ähnlich wiederkehrt. Jene ist das Erzeugnis des Willens, diese dagegen freier Ausdruck einer harmonisch gestimmten Seele, die sich dem natürlichen Bewegungsfluß der Hand ohne Zwang überläßt.

Denselben Sachverhalt verfolgt die vorliegende Schrift in Anwendung auf den besonderen Fall von Rhythmus und Takt¹⁾. Takt ist Regelmäßigkeit in der Zeit, und demgemäß wird auch der Rhythmus hier wesentlich von der zeitlichen Seite betrachtet. Die in genau gleichen Zeitintervallen einfallenden Schläge eines Stampfwerks und die nur in stets ähnlichen Zeiten anschlagenden Wellen am Gestade eines Sees veranschaulichen den Unterschied. Dieser rührt fraglos wiederum von der Wesensverschiedenheit der Veranlassung her: Der Takt stammt vom Geist des Menschen, während der Rhythmus dem Leben eignet. Der Schluß ist schon darum zwingend, weil alles Leben, das menschliche wie das außermenschliche, in einen pulsierenden Rhythmus eingebettet ist, während einem streng mathematischen Takt durchwegs nur unterliegt, was vom Menschengestirb ersonnen ist.

Sofort sieht sich aber die Seelenlehre damit vor einer ganzen Reihe wichtiger, von der Ästhetik und Psychologie bisher vernachlässigter Probleme. Das taktende Maschinengestampft übt im allgemeinen auf uns eine weckende, erregende, beunruhigende Wirkung, während uns das wiegende Wellengeplätscher beruhigend berührt und wir uns ihm gern träumend hingeben. Woher kommt es nun aber, daß häufig uns auch der Takt ganz nach Art des Rhythmus anspricht, wie mancher es im Eisenbahnzug erfährt, wenn mit der Bewegung des Wagens das regelmäßige Räderrattern beginnt und, bald ihm kaum mehr ins Bewußtsein fallend, doch eine fast magische Wirkung auf ihn ausübt? Warum hat der Kolbentakt, der in den geschlossenen Speisesaal eines fahrenden Dampfers hereindringt, nicht entfernt die Wirkung des Räderrattens der Eisenbahn und wird es sogar für gewöhnlich eher als störend empfunden? Woher rührt die Vorliebe fast aller primitiver Völker für scharftaktende Schlaginstrumente, und wie erklärt sich die Erregung und Befreiung der Seele, wie sie dabei an jenen Menschen zu beobachten ist? Alle diese Fragen werden von Klages seelenkundlich durchleuchtet, in den gehörigen seelischen Zusammenhang gestellt und in tiefgreifender Untersuchung einer Lösung entgegengebracht. Da sie in den Brennpunkt jener Kräfte führen, aus denen Musik, Tanz und Dichtung aller Zeiten ihre Wirkung ziehen, greift die Schrift an Dinge von größter Wichtigkeit für jeden, der sich ernsthaft mit diesen Künsten befaßt. Niemand sollte an diesen klaren Ausführungen vorbeigehen, dem die seelischen Bedingungen dieser Grundmächte: Rhythmus und Takt ein Anliegen sind.

Martin Ninck.

Zu einer neuen Storm-Ausgabe

Storm hat gelegentlich die Dauer als den «einzigen Probierstein des poetischen Werkes» bezeichnet. Und sie ist ihm unbestritten zuteil geworden. Er hatte nicht, wie manche Dichter seines Jahrhunderts, eine Renaissance nötig, um zur gebührenden Anerkennung zu gelangen; seine Beliebtheit ist ihm vielmehr von selbst zugefallen und gleichmäßig treu geblieben, und sie wird ihm auch weiterhin sicher sein, mindestens bei jenen, die ganz anonym, unter der Oberfläche des literarischen Modebetriebs, über die Dauer eines Werkes mitbestimmen.

Die vorliegende Ausgabe, besorgt von *Hans Schumacher*, erschienen im *Bühl-Verlag*, Herrliberg, umfaßt in sechs Bänden die Gedichte gesamthaft, die besten Erzählungen (an die 30) und ferner einige Dokumente, die für die Kenntnis der menschlichen und dichterischen Gestalt Storms wertvoll sind, so den Briefwechsel mit Gottfried Keller und Mörike, die Erinnerungen Storms an Mörike und Fontanes an Storm. In einer kurzen Einführung entwirft der Herausgeber das geistige Bildnis des Dichters.

Storm ist uns sowohl als Liederdichter wie als Erzähler vertraut. In beidem ist er echt und unverwechselbar. Der besondere Wert seiner Sprache ergibt sich

¹⁾ Ludwig Klages: Vom Wesen des Rhythmus. 2. Auflage. Gropengießer, Zürich 1944.

aus einer ganz eigentümlichen Verbindung von Zartheit und Kraft, Empfindsamkeit und Verhaltensheit, Innigkeit und Nüchternheit: alles ist hier immer höchst stimmungsvoll und höchst klar, gegenständlich zugleich. Wieviel Atmosphäre bei aller Einfachheit! Sie konnte freilich so nur bei einem Dichter entstehen, der wurzelhaft lebte und mit seiner Landschaft ungemein stark verbunden war.

Storms Welt ist eine Welt der Mitte, des Ausgleichs. Von den zerstörenden Erschütterungen des Irrationalen wie von einer unfruchtbaren, gekünstelten Überkultur gleich weit entfernt, verkörpern seine Gestalten eine überaus glückliche Art von Bürgertum, eine lebenskräftige Humanität. In ihnen haben sich die Mächte des Geistes und des Blutes, des Sittlichen und des Triebhaften, die seit seinem Jahrhundert in so heillosen Verwirrung gegeneinander wüten, auf glückliche, fruchtbare Weise verbunden. Seine Lebensform ist menschenwürdig und lebenswert, und darum wird das Werk dieses Dichters auch weiterdauern.

Werner Huber.

Neue Gedichte von Alfred Huggenberger

„Einsam ist der Weg des Alten, Lockerer wird sein Geleit“. Auf diesen Ton ist die neue Liederfolge *Abendwanderung* von Alfred Huggenberger aus dem Erfahren des Alters heraus abgestimmt, dem „der Traum gelebter Zeit“ Leitmotiv auf allen Wegen sein muß¹⁾. Bewußter, zärtlicher fast als einst schließt er sich an die Heimat an. Darf ihm doch die Erinnerung an die Kindheit, an unvergeßlich schöne Stunden und Tage jeden Pfad, jeden Ackerwinkel verklären. Nicht allen wird auf ihrer „Abendwanderung“ dieses Glück zuteil. Wie ansprechend läßt er sein „frühestes Osterfest“ vor uns erstehen! Und der Blick auf den Dorffriedhof mit seinem „geruhsamen Warten“ verleiht dem Jugendgedenken Wehmutsglanz. Aber noch ist „des Ackers Trost“ dem alternden Dichter Labsal, und er wird nicht müde, Schaffen und Sinnesart des Bauern zu preisen, sein Schicksal zu zeichnen und des Dorfes „stille Macht“ und schlichte Schönheit mit „den Gäßchen, voll von Eigensinn“, mit den lauschigen „Bohnenwäldchen“ zu verteidigen, gegen Anspruch und Andringen der Stadt, die sich und ihre Unruhe aufs Land flüchtet.

Wie recht hat er damit auch vom nationalen Standpunkt aus! Die Großstadt darf nicht, nie Gesicht und Art der Schweiz bestimmen, ob sie es auch möchte, mehr und mehr. Hätten wir mehr kraftvolle Vertreter des angestammten Bauerntums unter unsern Poeten! Es wäre dem Land keine Unehre.

Die Liedweise früherer Jahre klingt wohl da und dort an, doch unmerklich, ohne je zur bloßen Wiederholung sich auszubreiten. Huggenbergers Sprache ist noch geschmeidiger, sein Vers geglätteter geworden. Altersweisheit findet darin ihren wohlgeformten Ausdruck. „Der Wanderer schreitet. Jahre sind ein Tag... Er weiß noch nicht, daß er im Kreise geht. Er weiß es erst, wenn er bestaubt und müd Der Heimat Kirchturm staunend vor sich sieht“.

Eigentümlich aber: daß dieser Dichter der Treue zur Scholle, dieser Kündler des Bauernlosen und Bauernglücks im ernsten Lied nicht zur Sprache der Heimat gefunden hat, die er im Scherzgedicht so sicher und erfolgreich handhabte. So ist uns seine „Abendwanderung“ ein Letztes an Tiefe und Erdverbundenheit schuldig geblieben. Aber vielleicht, wer weiß, beschert uns der berühmte Thurgauer noch mit Heimatdichtung im Heimatland. Er ist ja noch so frisch und schaffensmächtig.

Arnold Bächli.

Finlands War Indemnity

Kürzlich war in den Zeitungen zu lesen, daß es Finnland gelungen sei, rechtzeitig die dritte Jahresrate seiner Reparationsleistungen an Rußland abzuliefern. Was die Reparationsleistungen für die finnische Volkswirtschaft bedeuten, geht aus einer Untersuchung des finnischen Volkswirtschaftlers *Suviranta* *«Finlands War*

¹⁾ Bodensee-Verlag, Amriswil 1946.

Indemnity» hervor (erschieden als Extrahefte des «Index», herausgegeben von der Svenska Handelsbank, März 1947), in der auch die näheren Bedingungen und Abänderungen der russischen Reparationsforderungen dargestellt werden. Von besonderem Interesse ist, daß Rußland das Total der geforderten Wiedergutmachung zwar durch eine Wertsumme ausgedrückt hat, praktisch aber bestimmte *Sachlieferungen*, von Jahr zu Jahr variierend, verlangte. Damit wurden die besonderen «Transfer»probleme vermieden, die dadurch entstehen, daß Reparationen letzten Endes nur aus einem Einnahmenüberschuß in der Zahlungsbilanz des reparationspflichtigen Landes bezahlt werden können. Die Wirkungen von Reparationszahlungen in Gold oder Devisen sind jedenfalls kompliziert und unabsehbar und stellen oft die tatsächliche Leistung von Reparationen überhaupt in Frage. Daher wohl die russische Forderung nach *Sachleistungen*. Auch hier sind jedoch die Folgen überraschend: die umfangreichen Forderungen der Russen nach Produkten der Metallindustrie (weniger nach Holzprodukten, Finnlands traditionellem Exportprodukt) haben Finnland zu einer Umgestaltung seiner Produktionsstruktur gezwungen, was bei der heutigen Verarmung des Landes eine schwere, zusätzliche Belastung bedeutete und nur möglich war durch ausländische Kredithilfe. Nicht zuletzt dank dieser Hilfe ist bis jetzt Finnland die Leistung der Reparationslieferungen gelungen. — Man vermißt vielleicht, daß Suviranta nicht näher auf die Rückwirkungen der Reparationen auf die finnische Wirtschaft — auf Preisgefüge, Staatshaushalt, Außenhandel, Währung — eingegangen ist. Doch bietet die Isolierung der Reparationswirkungen von anderen Einflüssen große Schwierigkeiten, so daß wohl eine solche Untersuchung den Rahmen dieser gut zusammenfassenden Darstellung gesprengt hätte.

Susanne Preiswerk.

Sonnenfinsternis

Arthur Koestlers in das verborgene Wesen des Kommunismus eindringende Buch *Darkness at noon*, in französischer Sprache unter dem Titel *Le zéro et l'infini* erschienen und im Aprilheft 1947, S. 59/60, besprochen, ist unter dem Titel *Sonnenfinsternis* in deutscher Sprache vom Verlag Hamish Hamilton in London veröffentlicht worden.

Redaktion.

Korrigenda

Im Novemberheft auf Seite 552 ist infolge eines Versehens die zur Besprechung des Buches *Das Schicksal des Sonderbundes* gehörende Fußnote nicht abgedruckt worden. Der Text der Fußnote lautet wie folgt:

Edgar Bonjour: *Das Schicksal des Sonderbundes* in zeitgenössischer Darstellung. Sauerländer, Aarau 1947.